

Jopfen war, stand sie zwischen ihm und seiner Frau Alwine vor dem Tännchen, das zum Schmuck nichts trug als die weißen, brennenden Lichter und sparsame Silberfäden. Mit ihrem dünnen, hohen Stimmchen fiel das Mädchen tapfer ein in den Gesang, den Alwinens schöne Stimme prächtig führte und dem sein Haß getreu folgte. Dann kam Alwinens Krankheit. Sie konnte nicht mehr die Treppe herab kommen, und in zwei Jahren trug er om Weihnachtsabend, hinter sich Gerda im festlichen Kleide, das brennende Bäumchen nach sich und setzte es vor dem Bett seiner Frau nieder. Und dann kamen die Weihnachtsabende, an denen er und Gerda allein waren, denn Alwine ruht von allen Leiden der Jüdischen auf dem Waldrichhofe aus.

Aber Gerda gestaltete den Weihnachtsabend, wie sie es von Alwine gelehrt. Sie zündete die weißen Kerzen am schmalen Tännchen an und sang das Weihnachtslied. Ihr scharfes, hohes Stimmchen hatte sich gewandelt, so daß es dem Manne schien, als hörte er Alwinens Gesang, der einst so schön und mächtig und frei hinströmte in diesen Räumen erklang. Der Tisch war mit dem uralten Linnen aus der Truhe gedeckt. Um jeden Teller und jede Schüssel lag ein Kranz aus Tannengrün. Und Gerda sang, glühend von Ehrgeiz, in der Küche am Herd und briet die Weihnachtsgans. Draußen piff der Dezemberwind. Aber in ihren Stuben waren Wärme und Frieden und das Glück, einander zu haben und beisammen zu sein.

Eines Tages aber kam ein Brief aus Kalifornien: Gerdas Brüder schrieben, daß sie mit ihren Frauen nach Europa kommen und Gerda auf der Rückreise mit nach drüben nehmen wollten. Dort würde es gewiß nicht lange dauern, bis ein reicher Kalifornier sie heiratete. Sie, die Brüder, hätten es nie geglaubt, daß bei ihrer Auswanderung aus Deutschland die kleine, kränkelnde Gerda zu den Reichen in Pflege gegeben wurde. Aber die verstorbene Mutter hätte zu Lebzeiten immer geglaubt, sie brächte es nicht über das Herz, den beiden Neels das Wesen abzufordern, das sie liebten wie ein eigen Kind.

Frau Henriette, die Gutscherrin, trat auf den Professor zu, der noch immer abseits stand und die Finger durch den roten Bart gleiten ließ. Der Ausdruck seiner Augen hinter den Brillengläsern gefiel ihr nicht.

„Ich will Sie zu Ihrem Gnadentisch führen Herr Professor“, sagte sie, nahm seine Hand und geleitete ihn an ein Esstischchen, wo Zigarren lagen und ein wissenschaftliches Buch und ein paar Pfund von dem berühmten Kaffee, den sich die Gutsleute immer aus der Stadt kommen ließen.

Der Professor nickte freundlich und dankte. „Sie sehen aus, als ob Sie nichts mehr recht freuen könnten“, sagte die Gutscherrin bekümmert.

„Damit mögen Sie schon recht haben, Frau Henriette. Mir fehlt das liebe Kind im Haus.“

„Gerda hätte Sie nicht verlassen dürfen. Soviel Liebe wie Sie und Frau Alwine dem Pflegekind entgegen gebracht, verpflichtet.“

„Ich selbst habe Gerda gedrängt, zu reisen und mit Ihren Brüdern in St. Moritz zusammenzutreffen. Dies war meine Pflicht. Die reiche Familie kann Gerda in Kalifornien ganz andere Zukunftsaussichten bieten als ich.“

„Nun, Gerda wäre auch bei Ihnen nicht verhungert, Professor. Sie hätte einmal Ihr Haus und Ihr kleines Vermögen geerbt. Wir hier im Gutsbaus wären immer ihre Freunde geblieben. Mein Neffe Theodor hat seit seiner Studentenzeit eine große Zuneigung zu Gerda. Wenn sich die beiden geheiratet hätten, wäre Gerda Zeit ihres Lebens immer in Ihrer nächsten Nähe geblieben.“

„Auf jeden Fall mußte ich Gerda Gelegenheit geben, selbst zu wählen, Frau Henriette. Ich habe sie an die Station gebracht und ich hoffe, mich so beherrschend zu haben, daß sie nicht merkte, wie tief der Abschied von ihr mein Herz getroffen hat.“

„Armer Freund“, sagte die Gutscherrin, „wir wollen recht frohlich sein, damit Sie das Trennungsweh vergessen.“

Da ertönte Schüttelgeläut vom Fenster und Frau Henriette eilte zur Haustür, um verspätete Weihnachtsgäste zu empfangen.

Neels aber schlich sich unbemerkt aus dem Saal und nahm seinen Hut und seinen Mantel. Er wollte fort. Es war ein Irrtum von ihm gewesen, zu glauben, hier im Schwarm der Menschen würde er vergessen, daß es heute seit achtzehn Jahren der erste Weihnachtsabend war, an dem das arme, blonde Geschöpf, das die Freude seines Lebens gewesen, nicht bei ihm war.

Niemand merkte, daß Neels das Gutschhaus verließ.

Ein heftiger Wind war aufgekommen. Neels schritt in seinem weiten, flatternden Mantel dahin. Schnee fiel auf seinen Hut, auf seine Schultern, auf das Gesträuch am Wege.

Irgendwo im Walde krächzte ein Aas.

Das Land lag da in einer ungeheuren Einsamkeit. Nirgends blühte der Lichtschein einer menschlichen Begehung in das Dunkel.

Neels ging langsamer. Sein Herz überkam plötzlich ein Grauen davor, in sein leeres, dunkles Haus zu treten. Fast bereute er es jetzt, Frau Henriette und ihren Kreis verlassen zu haben.

„Ich werde mir einen Grog brauen“, dachte er. „Dann werde ich zu Bett gehen und verjagen, diesen elendlichen Weihnachtsabend meines Lebens zu verschlafen.“

Neels machte etwa nach eine halbe Stunde gegangen sein, als er sein Haus erreichte. Er hielt den Blick gefenkt. Er fürchtete, es würde ihm ein Bunt des Jammers über die Lippen kommen, wenn er die Ideen, dunklen Fenster sah.

Er öffnete die Gartentür. Nun hob er doch den Blick. Und da blieb er stehen. Sah er ein Trugbild? Im Saule ging jemand von Zimmer zu Zimmer. Ein Fenster nach dem anderen erhellte sich und schickte einen Schein von Licht und Beglückung in das Dunkel ringsherum.

Er war ein starker Mann, der es verstand, sein Gefühl zu beherrschen. Aber nun, da er in der Schneenacht, die ihm die schlimmste seines Lebens ersahnen, die goldenen Blumen des Lichts erblühen sah, bebten seine Schultern, und seine Augen wurden feucht.

Und als er die Treppe im Haus hinaufstieg, da ertönte eine Stimme, die das Weihnachtslied sang, wie es einst Alwine gesungen. Und im Zimmer stand — Gerda, noch mit Mantel und Mützen, und zündete an einem Tännchen die weißen Kerzen an.

Sie eilte auf ihn zu. Sie umschlang ihn mit ihren jungen Armen. „Du bist meine Heimat“, Atmen und froh sein kann ich nur im deutschen Lande“, sagte sie. „Die Brüder, die ich nie gekannt habe, sind mir fremd wie ihre Frauen. Deren Sprache ich nicht verstehe, wie die Erde jenseits des Ozeans. Hier will ich bleiben. Wirst Du mich behalten?“

„Mein Kind“, sagte Neels und nahm ihr das schneeflockige Mützen vom Haar. „Mein Kind, willkommen daheim!“

—

Weihnachtsabend einer Alleingeblichenen

Eine Geschichte von Alfred Hein.

Da gingen sie nun wirklich zum Bahnhof, Clara und Michael. Er wird nach Hause fahren und sie zum ersten Mal allein zurückbleiben. Am Weihnachtsabend allein. Dann Clara durfte nicht nach Haus; der Vater hatte ihr verboten heimzugehen, solange sie ihr „wüßtes Treiben“ mit dem „grünen Studenten“ fortsetzte. Michael aber mußte fahren; seine Mutter lag schwer krank, es ging zwar augenblicklich besser, aber es würde das letzte Weihnachtsfest sein, das Mutter und Sohn miteinander verlebten. Er wollte Clara als Braut mitnehmen. Sie hielten lange darüber Zwiesprache, aber Clara sagte: Du sollst Dich nicht gebunden fühlen. Und wenn Du mich in Dein Vaterhaus führst, so stehst Du vor der Welt als mein Verlobter da. Ich mag keinen „Verlobten“. Ich will einen Kameraden haben auf Leben und Tod — dafür kennen wir uns aber noch nicht lange genug. Vielleicht ist diese Trennung zu Weihnachten eine Prüfung für Dich. — Für Dich nicht, Clara? — „Ich liebe Dich, Michael. Auch wenn Du von mir gehst, werde ich Dich immer lieben. Und wenn Du mich rußt, nachdem Du mich schon verlassen hast, so werde ich wiederkehren.“

Nun standen sie Hand in Hand an dem Zug, der in vier Minuten die Universitätsstadt verlassen sollte. „Komm heimlich mit, Clara — ich bleibe im Hotel — ich bringe Dir ein Bäumchen —“

„Keine Phantasereien, Michael. Ich habe doch keinen Brief, den ich am Weihnachtsabend lesen soll, und das Paket mit den Gedanken, und das Bäumchen hast Du mir auch noch geschickt — und vor allem werde ich an unsere gemeinsame Arbeit denken. Vielleicht lege ich Deine Dissertation fertig abgetippt noch auf meinen Weihnachtstisch. Bis morgen abend —“

„Du sollst Dich nicht kaputt machen — meißel.“

Clara lächelte, aber dann ließ ein Blick auf die Uhr doch Tränen in ihre Augen hochsteigen: „Steig ein, Michael!“ Der Stationsvorsteher hob die runde Scheibe, der Zug zog langsam von dannen. Michael winkte, noch einmal nahm er mit Blicken aus tiefster Seele die blonde Gestalt des zarten, tapferen Mädchens in sich auf. Dann zerrann sie ihm. Er ging abwärts in einen Winkel des Wagens, und nun haberte er mit sich, er hätte doch bei Clara bleiben sollen. Aber die Mutter...

Clara setzte sich in ihrem möblierten Stübchen sofort an die Arbeit. Beide studierten sie Medizin, Michael war drei Semester weiter als sie — aber eigentlich machte sie kein Studium schon neben dem ihren mit. So täte sie mit der Arbeit für Michael das Meiste.

Aber unerbittlich nahte schließlich doch der heilige Abend. Aus Kinderzeiten stiegen zärtliche Erinnerungen auf und leuchteten mit treuen und friedvollen Weihnachtsbäumen. Sobald die Dunkelheit sank, zündete Clara ihr Bäumchen an und öffnete das Geschenkpaket Michaels: eine seltsame Kobelgarnitur und ein Ring. Aber die Freude wollte nicht flügel bekommen, das Geben schloß nur als feinen Brief las, wurde durch den Anblick der Schriftzüge und vor allem dadurch, daß ihr Ohr den Tonfall der Worte vernahm, den der von reiner großer Liebe erfüllte Brief sprach, der Geliebte neben ihr lebendig.

So kann sie lange, den Brief in der leblos herabhängenden Hand, vor dem Bäumchen, das er noch unter Scherzen und Küssen für sie geschmückt und an dem nun die Ritzlein langsam niederbrannten. Ihre Wirtin, ein altes Fräulein, war zu Verwandten gegangen. Clara zog die Schultern wandte ein im Alleinsein mit dem mythisch schimmernden Bäumchen, dessen flackernder Schein große tanzende Schatten an die schimmernden Wände und Möbel warf — da stieg aus dem Grunde des Hauses, das ihr gerade wie in einem toten Nebel aus der Welt zu schweben schien, das Lied von der Stillen Seiligen Nacht. Kinderstimmen trugen es empor. Ja, sie war noch auf der Erde. Und Michael kehrte zurück. Sie war nur heute allein. Bald ist alles überstanden.

Doch da kamen mit dem Riede die Tränen, sie sah sich selbst vor dem Weihnachtsbaum stehen, mit einer riesengroßen roten Schleife im dicken Jopf, Puppen, allerhand altes Spielzeug wurde lebendig und baute sich im Winkel ihres stillen Zimmers um ihren starren Augen auf. Bis die Erinnerung sie betrat: erschütterte, daß sie weinend schrie, dann wimmerte, den Baum ausblühte, im Dunkel „Mutter“, immer wieder „Mutter“ flüsterte; endlich nahm sie Hut und Mantel und ging hinaus.

Die Stadt war still und leer. Nur zitternde Lichtschein in den Fenstern, und plötzlich wanderten schmerzliche Glockentöne über die in einem himmlisch-verlorenen Rauschen verstumte, sonst von Autos und Geschäftsbetrieb lärmende Stadt.

Sie ging den Parkweg entlang, den sie fast jeden Tag mit Michael nach getaner Arbeit dahin geschritten war, und sie dachte mit der ganzen Eingabe ihres guten Herzens an den jenen Geliebten.

An dem Baum, der ihren ersten Ruf beschattet hatte, blieb sie stehen und sah die schwarzweiße Allee entlang — der Fluß blinkte vor sich, und Gottes Sterne waren auch heute unverändert in ihrem immerwährenden Glänzen. Hier ward ihr wohl. Es ist ja auch nur ein Abend dieses Lebens, ein Abend wie alle anderen. Ein Jahr lang habe ich jeden Abend mit Michael unter diesen Sternen einen heiligen Abend gehabt — und heute — auch — — denn ich liebe Dich, Michael, obwohl Du mich zu Weihnachten allein ließt, und ich spüre, wie groß meine einsame Liebe ist, wie mächtig sie gerade in ihrer Verlassenheit Dich sucht. Und ich weiß, Du kommst wieder.

Clara ging langsam, nun schon voller Frieden, die einsame Allee entlang zurück nach Haus. Als sie die Tür zur Wohnung öffnete, lag ein Telegramm Michaels auf dem Boden: „Ich werde Dir immer angehören. In dieser Stunde weiß ich es: Fürs Leben! Dein M.“

„Was soll ich mehr?“ dachte sie. „Was will ich mehr?“ Sie ließ fast tanzen in ihr Zimmer und zündete ihr Bäumchen wieder an.

Und als erneuter Kindergesang aus dem Hause herauf stieg, sang sie mit froher, fester Stimme mit.

Beantwortet: S. Semmelmann. Altana. Druck und Verlag: Dr. C. C. Sang, Altana.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Allenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 51 Samstag, 21. Dezember 1929

Das Renatuskreuz

Eine Weihnachtsgeschichte von Rudolf Raujok.

Die alte Geheimrätin kniete vor einer Kommode, in der sie die letzten Habseligkeiten einer glücklicheren Zeit aufbewahrte. Behutlos ließ sie die Perlenketten durch die zitternden Finger gleiten und strich über die einzelnen Schmuckstücke mit so mütterlicher Gebärde, als wären es Wesen, die Liebe empfinden konnten.

Die Tür öffnete sich, und eine hohe Mädchen-gestalt trat, zum Ausgehen angekleidet, in das Zimmer. Die Geheimrätin nahm das Renatuskreuz aus einem blauen Sternband aus einem roten gepolsterten Kissen und hielt es gegen das Licht. „Sieh mal, Kind, wie es glänzt. Was gäbe ich darum, wenn ich die'se kostbare Erbschaft behalten dürfte!“ Es ist ein Patenge-schenk Deiner Großmutter, und man erzählte sich, daß an diesem Kleinod das Glück unserer Familie hinge. Glück! lächelte sie müde. „Wenn man dem Verhängen nahe ist, hinterläßt das Wort Glück so einen herben Geschmack auf den Lippen.“

Sie stand auf, ging an das Fenster und hauchte schweigend gegen die bestroenen Fenster-scheiben. Die junge Dame legte das Kissen mit dem Renatuskreuz zögernd in ihre Tasche. „Vielleicht, Mama, ist es doch unser Glück“, sagte sie leise, „vielleicht sollten wir es nicht forgeben.“

„O, wie ist das schwer!“ schluchzte die junge Dame plötzlich und schlug die Hände vor das Gesicht. „Ob es mir“, bat die Mutter in er-machendem Mitleid, „vielleicht fällt es mir doch leichter.“

„Du? Du wolltest diesen Weg tun? Nein, Mama, da werde ich gehen.“ Sie warf den Kopf in den Nacken und schritt zur Tür. Draußen rieselte feiner Schnee herab. Durch die hell erleuchteten Straßen schob sich ein Schwarm frohlicher Menschen.

Die junge Dame schritt einsam und unbehütet durch den Strom weihnachtlicher Vorfreude. Nicht mittelfen dürfen an den beladenen Tischen des Lebens sich blicken.

Das erste Mal, als sie Schmuckstücke zum Kauf anbieten mußte, war sie stundenlang vor dem hell erleuchteten Goldwarenladen auf und ab gegangen. Ihr Herz wollte sich nicht demies-ter, ihr stolzes Blut empörte sich gegen dieses erbarmungslose Muth; ihr feines Frauengefühl wehrte sich. Endlich war sie in den Laden ge-stürzt, gerade auf einen eleganten Herrn zu, der sie mit verbindlichem Lächeln aus seinen grauen Augen ruhig anblickte.

„Womit kann ich Ihnen dienen, gnädiges Fräulein?“

Wäre diese Anrede nicht gekommen, so hätte sie vielleicht gesagt: „Jetzt aber mal! das Blut in ihr empor und straffte ihren Körper. Womit dienen? Stolz und sicher, ganz Dame sagte sie: „Ich möchte mich im Vorübergehen über die Preise Ihrer Zimmerhuren unterrichten. Würden Sie so liebenswürdig sein...“

Er hatte ihr mit spürbarer Freude neunzehn große Schlaghaken vorgeführt und alle lächerlich gelächelt. Dann war sie taumelnd gegangen. Seitdem begegnete sie den grauen Augen des Herrn hin und wieder auf der Straße. Sie hatte sich demütigend gelernt vor den harten Notwendigkeiten des Lebens, und der Blick jener grauen Augen machte ihr diese Aufgabe leicht. So leicht wie sie ein Mensch einem anderen in solch einer Lage und ohne ihn zu beleidigen überbaupt machen kann. Und sie war ihm dankbar dafür. Als sie ihn das erste Mal auf der Straße sah, stieg er gerade aus einem eleganten Auto und grüßte höflich. Sie erkannte ihn nicht und ging kühl vorüber. Erst zu spät mußte sie, daß sie dem jungen Anwalt begegnet war, und eine machende Bestürzung

benachteiligte sich ihrer. Seitdem vermied sie es, geschickt, ihn zu treffen.

Was würde er heute sagen? Ob sie ihm nachträglich erkläre, daß sie es bedauere, ihn damals nicht erkannt zu haben? Das ging wohl nicht gut. Mit klopfendem Herzen trat sie in den hell erleuchteten Raum. Das wehe Gefühl, einem Menschen ausgeliefert zu sein, von dem sie nicht wußte, mo er hinaus wollte erfüllte sie. Die Atmosphäre einer kühlen gleichgültigen Geschäftlichkeit war zwischen ihnen längst überwunden und statt dessen eine deutlich spürbare Spannung entstanden. Dieses Gefühl erregte sie und machte sie unsicher. Als sie eintrat, verhandelte er gerade mit einer sehr vornehm gekleideten Dame über den Verkauf eines Schmuckstückes. Doch trat er sofort auf sie zu, begrüßte sie höflich und geleitete sie in einen Nebenraum mit der Bitte, bis zur Erledigung seine Geschäfte hier Platz zu nehmen. Sie setzte sich in einen Sessel, knöpfte langsam ihre Sanddiele auf und hörte ihn nebenan sprechen. Er besaß eine klare, bestimmte Stimme mit einer glücklichen Modulationsfähigkeit. Es machte ihr Freude, ihm zu lauschen.

Nach einer Weile trat er ein und setzte sich ihr gegenüber. In dem Licht, das die kleine Tischlampe spendete, sah er überhoben aus. „Wissen Sie, die Weihnachtszeit ist kurz, aber wenn Sie zu einem Bekannten kommen, auf den zwei Wochen die Glauze eines ganzen Jahres gutmachen.“

Sie atmete auf, daß er ihr nichts nachtrug. „Ich verstehe von Ihrem Geschäft nichts“, sagte sie langsam, „aber ich sehe aus den langen Reihen Ihrer Auslagen, daß es Ihnen gut geht. Ein Mensch, der um die primitivsten Bedürfnisse des Lebens täglich zu ringen hat, steht allmählich nichts anderes mehr an, andern Menschen als dies“, lächelte sie, gewaltig ihre Erregung nieder kämpfend.

„Sie vermuten also, daß ich sehr glücklich bin?“

„Wenn ich „ja“ sagen würde, werden Sie sich wahrscheinlich die größte Mühe geben, mich vom Gegenteil zu überzeugen.“

„Sie nehmen mir jede Möglichkeit, mich von Ihnen bedauern zu lassen“, lächelte er verbindlich und sah sie mit einem seltsamen Blick an. Sie hielt seinen Augen stand und empfand plötzlich wie eine körperliche Wärme eine innere Zuneigung für den Mann, der vor ihr saß. Er schien es zu spüren und schloß. Sie neigte an ihrem Tischchen und holte das Renatuskreuz hervor. „Wenn ich Ihr Interesse nicht zu sehr in Anspruch nehme, würde ich Sie um die Prüfung eines Schmuckes bitten.“

Er ermachte wie aus tiefem Nachdenken und streckte die Hand aus. „Ein eigenartiges und kostbares Schmuckstück“, sagte er nach einer Weile und prüfte mit einem Vergrößerungs-glas die einzelnen Steine. Sie verfolgte das Spiel seiner formidablen Hände, Hände, die gewohnt sind, mit Gold und Kostbarkeiten umzugehen, dachte sie. „Nur stark veraltet in der Form“, fuhr er fort. „Aber die Diamanten behalten selbstverständlich trotzdem ihren Wert. Woher haben Sie übrigens das Kreuz?“

„Ein Patengeschenk meiner Großmutter. Es soll daran das Glück unserer Familie hängen.“ „Und dann bringen Sie Ihr Glück ausgerechnet zu mir?“ versuchte er zu scherzen, aber sie spürte den allzu ernsten Unterton seiner Stimme.

„Glauben Sie daran?“

„Unbedingt!“

Er neigte sich vor und fragte bringend: „Wenden Sie mir böse sein, wenn ich Sie bitte, diesen Schmuck zu behalten?“

„Nein. Sie müssen natürlich an Ihr Geschäftsinteresse denken.“ Aber plötzlich stand das Gesicht ihrer alten, vergrämten Mutter vor ihr und das ganze Elend daheim. „Ich würde — würde Ihnen doch sehr dank-

bar sein, wenn Sie es mir abnehmen könnten“, brachte sie hochend hervor.

Er sah in aufquellendem Mitleid nach ihrer Hand. „Ich glaube an Ihr Glück, deshalb tue ich es nicht. Ich glaube an Ihr Glück, weil — weil ich an meines glaube — glauben muß, und deshalb bitte ich Sie, dieses Kleinod Ihrer Familie zu erhalten.“

„Ich — ich verstehe Sie nicht.“

„In der Tat, ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig.“

Er richtete sich auf. Sie spürte seine Erregung und mußte plötzlich, was kommen würde. Wie aus weiter Ferne vernahm sie seine werten Worte. Es war ihr, als ob für einen Augenblick der Zusammenhang aller Dinge verloren ging. Auf dem kleinen Tisch lag das Renatuskreuz, und die funkelnden Steine leuchteten zu ihr auf. War das das Glück? Er hatte ihre linke Hand erfaßt und küßte sie lange und andächtig. In ihrer anderen Hand aber strich sie ihm mit fräulicher Selbstverständlichkeit über das Haar.

Einige Stunden später jagte ein Auto über den glühenden Asphalt und hielt vor dem niedrigen Hause einer Nebenstraße. Ein Herr im Anzug und eine hochgewachsene Dame sprangen leichtfüßig die alten Stiegen hinauf. Vor der Tür lauschten beide mit klopfendem Herzen. „Lass mich eine vor Erregung zitternde Frau mit mir“, sagte er. „Bitte, tritt ein. Ich glaube, das wird das letzte Weihnachtsfest unseres Lebens!“

—

Schiffslänge in zwei Betten

Weihnachtsgeschichte von Carl Math.

Johann Meyer gähnte herzhaft und ließ den Dachei der mit Smaragden besetzten Platinuhr springen. In einer halben Stunde erst kamen eine Bräutigam. Er grüßte in sich hinein. Was so ein echter amerikanischer „Businessman“ ist, dem find alle Feiertage ein Breuel, nun gar erst Weihnachten, wenn die Pforte ihre Pforten noch länger geschlossen hält.

Eigentlich gehörte Johann Meyers gar nicht zu den echten Yankee; er hieß vielmehr Johann Meyer und war seinem Vater, dem Organisten am Bremer Dom, als fünfzehnjähriger davongelaufen, weil die See mit ihren zauberischen Abenteuer lockte. Vom Zauberei blieb allerdings verteuert wenig übrig. Als Baron schlug sich Johann in einer französischen Kleinstadt durch, wanderte zu Fuß bis nach Konstantinopel. Er wurde dabei nicht reich, aber zäh, sprachgewandt, lernte nach Wirklichkeiten schätzen und rechnen. Ein englischer Frachtdampfer brauchte einen Trimmer — so kam der Junge nach Jamestown an der Küste Virginias. Grundstückspekulation war große Mode. Die Mahler brauchten Ange-

stellte. Johann Meyer hieß plötzlich Johnny Meyer, sah in einem großen Büro in New York vor einer Rechenmaschine, lag bald in der Achtung des „Boss“ wie im Gehalt. Schließlich machte er sich selbständig. Philadelphia blühte auf, mit dieser unheimlich machenden Stadt stieg der Spekulationsgewinn der Grundstücks-mahler. Meyer war kein Spieler, er hatte seine Bitterung für das Auf und Ab des Grundstücksmarktes und zog sich zurück, ehe aufgeblasene Aktienkurse gleich seinen Blasen zerplatzten.

An der Chesapeakebay in der Nähe seiner ersten Wirkungsstätte Jamestown hatte er sich ein geräumiges Landhaus errichten lassen; mit fünfzig Jahren zu alt, um nur zu spielen, zu jung, um ohne Wunsch zu sein, umgab er sich mit aller Begehrlichkeit. Spielte allmählich einmal Bridge und kümmerte sich sonst um niemand.

Johnny Meyer hieß plötzlich Johnny Meyer, sah in einem großen Büro in New York vor einer Rechenmaschine, lag bald in der Achtung des „Boss“ wie im Gehalt. Schließlich machte er sich selbständig. Philadelphia blühte auf, mit dieser unheimlich machenden Stadt stieg der Spekulationsgewinn der Grundstücks-mahler. Meyer war kein Spieler, er hatte seine Bitterung für das Auf und Ab des Grundstücksmarktes und zog sich zurück, ehe aufgeblasene Aktienkurse gleich seinen Blasen zerplatzten.

An der Chesapeakebay in der Nähe seiner ersten Wirkungsstätte Jamestown hatte er sich ein geräumiges Landhaus errichten lassen; mit fünfzig Jahren zu alt, um nur zu spielen, zu jung, um ohne Wunsch zu sein, umgab er sich mit aller Begehrlichkeit. Spielte allmählich einmal Bridge und kümmerte sich sonst um niemand.

Johnny Meyer hieß plötzlich Johnny Meyer, sah in einem großen Büro in New York vor einer Rechenmaschine, lag bald in der Achtung des „Boss“ wie im Gehalt. Schließlich machte er sich selbständig. Philadelphia blühte auf, mit dieser unheimlich machenden Stadt stieg der Spekulationsgewinn der Grundstücks-mahler. Meyer war kein Spieler, er hatte seine Bitterung für das Auf und Ab des Grundstücksmarktes und zog sich zurück, ehe aufgeblasene Aktienkurse gleich seinen Blasen zerplatzten.

An der Chesapeakebay in der Nähe seiner ersten Wirkungsstätte Jamestown hatte er sich ein geräumiges Landhaus errichten lassen; mit fünfzig Jahren zu alt, um nur zu spielen, zu jung, um ohne Wunsch zu sein, umgab er sich mit aller Begehrlichkeit. Spielte allmählich einmal Bridge und kümmerte sich sonst um niemand.

